

CuveWaters – Wissensbrücken bauen im Land ohne Wasser

Das Institut für sozial-ökologische Forschung, kurz ISOE, gehört zu den führenden unabhängigen Instituten der Nachhaltigkeitsforschung und entwickelt seit 25 Jahren wissenschaftliche Entscheidungsgrundlagen und Konzepte für Politik, Zivilgesellschaft und Wirtschaft. Eines der Forschungsprojekte, an denen das ISOE die vergangenen zehn Jahre arbeitete, nennt sich CuveWaters. Es handelt sich hierbei um ein Projekt in Zusammenarbeit mit namibischen Partnern aus Politik und Praxis, sowie mit Bewohnerinnen und Bewohnern in verschiedenen Dörfern Nordnamibias. Namibia ist das trockenste Land im Süden Afrikas. Der Projektleiter und Mitbegründer des ISOE, Dr. Thomas Kluge hat sich die Zeit genommen, um CuveWaters vorzustellen.

Herr Kluge wie genau kam das Projekt CuveWaters zu Stande?

Ich und viele andere, die im ISOE arbeiten, beschäftigen sich schon lange mit Wasserknappheit und wie die Menschheit damit umgehen sollte. Hierbei stellen sich Forschungsfragen wie: Ist Abwasser nicht zu schade, um es einfach wegzuschütten? Wie kann man das Wasser am besten speichern? Als das Bundesministerium für Bildung und Forschung dann seine Förderung zusicherte, begann 2006 die Arbeit an CuveWaters.

Sind bei der Forschung und Umsetzung vor Ort Probleme aufgetaucht?

Ein großes Problem stellte die Verdunstung des Wassers dar. Dafür wurden nach und nach Lösungen entwickelt, um das Wasser zu erhalten und vor der Verdunstung zu schützen. Auch der Klimawandel macht sich vor Ort bemerkbar. Es gibt zunehmend unregelmäßigere Regenfälle. Während den zehn Jahren in Namibia haben die Regenphasen stark variiert, es gab sehr regenstarke und dann wieder sehr trockene Jahre. Außerdem gab es im Winter oft Nachtfrost, der den Anbau von Gemüse gefährdete. Des Weiteren hatte man manchmal mit Bodenschädlingen und Ungeziefer zu kämpfen. Am besten ist es eigentlich, das Gemüse in sogenannten Greenhouses anzubauen, also Gewächshäusern. Diese Farmen sind richtige "Moneymaker" für die Leute vor Ort und schützen die Pflanzen vor Unwetter und Schädlingen.

Für die Menschen in den beteiligten Dörfern war das ja erstmal eine riesige Veränderung – wurde denn auch skeptisch auf Ihre Arbeit reagiert?

Um größere Missverständnisse und Misstrauen zu umgehen, sind wir in unserer ersten Projektphase sofort mit den Menschen in Kontakt getreten und haben sie kennengelernt. Natürlich gab es ab und an auch Missgunst zwischen den Menschen, aber das haben wir versucht, mit Wissen und Bildung zu eliminieren.

Was ist denn nötig, um ein solches langjähriges Projekt erfolgreich voranzutreiben?

Hier müssen wirklich alle Länder zusammenarbeiten. Vor allem sind Kommunikation und Bildung gefragt. Nur so eine Anlage ins Land zu stellen, davon hat langfristig niemand etwas. Die Menschen vor Ort sind bereit viel zu leisten und lernen schnell, aber zu Anfang waren sie sogar überfordert damit, wenn sich Grauschimmel auf ihren Pflanzen bildete. Da muss man einfach Wissensbrücken bilden und die Leute schulen. Erst nach vier bis sechs Jahren hat sich das bei uns so weit gefestigt, dass man den

Menschen die Anlagen übergeben konnte und sie selbstständig damit weiter arbeiten konnten.

Waren Sie während der Forschungen auch selbst in Namibia unterwegs?

Ich selbst war während des gesamten Projektes vier bis fünf Mal pro Jahr in Namibia tätig. Das war auch sehr wichtig, um sich immer wieder einen Überblick darüber zu verschaffen, was bereits geleistet wurde und was noch vor uns lag. Wir hatten aber auch Leute, die während des ganzen Projektes dort waren, anders wäre die Koordination gar nicht möglich gewesen. Das Projekt ist seit Ende des Jahres 2015 offiziell abgeschlossen.

Kann die Arbeit vor Ort nun auch ohne die Hilfe des Projektteams weitergehen?

Unsere dritte und letzte Projektphase ging über 2 1/2 Jahre. In dieser Zeit wurden die Bewässerungsanlagen nach und nach an die Dorfbewohner übergeben und ihnen überlassen. Vor Ort haben wir die Leute so weit geschult, dass sie die alltäglichen Probleme allein bewerkstelligen können. Bei der Abwasseranlage gibt es eine moderne Anlage im nahegelegenen Windhoek in Zusammenarbeit von Deutschland, Österreich und Frankreich, mit der eine sogenannte „Kläranlagennachbarschaft“ vereinbart wurde. Das heißt, wenn beispielsweise Wartungen oder Reparaturen anstehen, die beiden Gemeinschaften das zusammen vornehmen können. Die entwickelten Entsalzungsanlagen möchte der Bürgermeister gern ausbauen, wenn der Ressourcendruck zunimmt. Ähnliche Anlagen könnten auch in Senegal und Kenia umgesetzt werden. Und die Regenwasseranlagen gehen schon selbst voran und werden von den Menschen in Namibia kopiert.

Gibt es rückblickend etwas, worauf Sie besonders stolz sind?

Stolz ist man in gewisser Weise schon. Vor allem darauf, dass man die ganze Kette geschlossen hat. Von der kleinen Abwasseranlage bis hin zu einem Waschhaus für 300-400 Leute. Und man hat den Menschen vor Ort Möglichkeiten gegeben, zu arbeiten und sich von einer Wellblechhütte zu einem Steinhäuschen hoch zu wirtschaften. Das ist natürlich eine tolle Bestätigung.

Wenn es nach Ihnen ginge – wie sollte die Problematik weiterbehandelt werden?

Man muss die Infrastrukturen stärken, das ist ganz wichtig. Außerdem sind vor Ort handwerkliche Ausbildungen nötig. Wissen ist der Schlüssel, und das bekommt man nicht allein durch Entwicklungshilfe gelöst. Patenschaften und gegenseitiger Austausch müssen gefördert werden. Andere Organisationen machen beispielsweise Projekte mit einer Laufzeit von nur zwei bis drei Jahren - so lange hat allein die erste Orientierungsphase von CuveWaters gedauert. Das ist meiner Meinung nach zu kurz. Zehn Jahre waren gerade lange genug, um etwas Nachhaltiges zu schaffen. Selbst nach den zehn Jahren müsste man eigentlich gerade nochmal zehn Jahre mit der Verbreitung der Arbeit weitermachen. Dieser Austauschgedanke und das Wertlegen auf Handwerksberufe vor Ort müssen auch in der Politik ankommen. Abgesehen davon könnte ich mir vorstellen, ein weiteres Projekt zu starten, um die Ressource Wasser auch für die Gewinnung von Viehfutter zu nutzen.

Das Interview führte Leonie Kömpel